

Leseprobe 1: Die Entdeckung des Fernwehs

August 1982.

Der Tag hatte sich zum Abschied ganz in graues Tuch gehüllt. Ringsum hingen die Wolken auf dem Asphalt, eins mit dem Nebel, den das Ackerland aushauchte. Wie ein Lastkahn durchpflügte der alte Benz die überflutete Fahrbahn. Auf der Windschutzscheibe quälten sich die Wischer gegen die Sturzbäche hin und her, das monotone Quietschen strapazierte meine Nerven. Ich starrte aus dem Fenster, doch die Bilder, die an mir vorbeischwammen, nahm ich kaum wahr. Fetzen von Joe Jacksons *Steppin' out* drangen zu mir durch, seit Wochen hatten wir darauf abgetanzt, aber jetzt und hier, in der Waschküche zwischen Sauerland und Amsterdam, war der Song verschenkt. Von den Vordersitzen mischten sich ab und zu die Stimmen der Jungs darunter, Jan sagte etwas wie „noch zwanzig Kilometer“. Und obwohl unter dem Bodenblech das Wasser rauschte, der Regen aufs Dach prasselte, hörte ich neben mir doch diese Atemzüge – ein scharfes, unregelmäßiges Zischen, wie aus einem

kaputten Ventil. Ich konnte die Angst meiner Mutter fühlen, ein abgrundtiefer, nicht mehr wahrnehmbarer Summton, dessen Schwingungen auf meiner Haut flimmerten. Aber ich achtete nicht darauf, ließ mich diesmal nicht infizieren, sondern konzentrierte mich auf die Scheibenwischer. Hin und her. Hin und her.

Wir hielten an einer Ampel, irgendwo daneben ein Schild, das ein Flugzeug zeigte. Mir zog sich der Magen zusammen. Was hatte ich mir bloß gedacht? Keine feste Reiseroute. Keine Kontaktadressen. Mein Geld würde nicht mal zwei Monate reichen. Gut gemeinte Tipps und Ratschläge hatte ich in den Wind geschlagen – ich wollte nur weg, einfach losziehen, wohin es mich eben verschlug. Eine echte Reise ins Blaue. Schiphols Hallen und Gebäude kamen in Sicht.

Zwei Stunden später wurde mein Flug aufgerufen. Die Jungs drückten mich noch einmal, klopfen mir auf die Schulter und

überließen mich meiner Mutter. Ich schloss sie in die Arme und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

„Mach Dir keine Sorgen, Mama. In sechs Monaten bin ich wieder da“, flüsterte ich.

Meine Mutter nickte tapfer. „Ich dich auch, mein Schatz!“

Ihre Augen glänzten, sie zitterte. Die Gefasstheit, die ihr Lächeln vortäuschen sollte, nahm ich ihr nicht ab. Sie kam mir verletzlich vor, wie ein verängstigtes Kind. Ein vages Gefühl von Schuld meldete sich. Musste ich sie nicht beschützen? War ich nicht für sie verantwortlich?

Etwas bäumte es sich in mir auf, doch das Nein blieb mir in der Kehle stecken. Ich musste endlich weg hier, riss mich los, drehte mich um, passierte das Gate und ließ alles hinter mir, den Gang aufrecht, die Augen geradeaus, bis ich mir sicher war, aus ihrem Blickfeld verschwunden zu sein.

Es wimmelte von Geschäftsleuten in Anzügen und polierten Schuhen. Aktentaschen und Zeitungen unterstrichen ihre Bedeutsamkeit. Sie wussten genau, wohin sie wollten, und ich

schwamm mit in ihrem zielgerichteten Strom. Mit jedem Schritt schrumpfte mein Heldenmut. Wie der erste Tag im Kindergarten, ging es mir durch den Kopf. Damals hatte ich auch geglaubt, als Einzige nicht dorthin zu gehören.

Vor der Fensterfront im letzten Wartebereich hockte ein junger Vater neben seinem Sohn und zeigte auf einen Jet bei der Landung. Zwei ältere Ehepaare saßen sich in den Stuhlreihen gegenüber und unterhielten sich. Am anderen Ende der kargen Halle hörte ich jemanden lachen, dort standen drei Leute mit Rucksäcken, ungefähr in meinem Alter. Mein Blick wanderte umher, fand aber niemanden, dem auch nur ein Hauch jener Verlassenheit anzusehen war, die mir ganz sicher auf die Stirn geschrieben stand. Fremde begann hier.

Ein Wechselbad von Erwartungen und Befürchtungen hielt mich in Aufruhr, zum ersten Mal saß ich in einem Flugzeug. Ich strengte mich an, keinen der Notfallhinweise zu verpassen, die die Flugbegleiterin demonstrierte, und zurrte den Sicherheitsgurt fest. Fruchtbonbons wurden verteilt, meine Finger flatterten, als ich in

den Korb griff und mir die Süßigkeit in den Mund schob. Ich hatte sie zwischen den Zähnen zermalmt, noch bevor sich der Flieger in Bewegung setzte und auf der Startbahn Fahrt aufnahm. Die völlig neue Erfahrung der enormen Kräfte, die mich in den Sitz pressten, überwältigte mich. Während wir uns langsam in die Lüfte erhoben und der Druck in meinen Ohren von unangenehm zu schmerzhaft überging, hörte ich rings um mich herum das Rascheln von Bonbonpapier. Ich stöhnte, starrte hinunter auf den Ozean und hielt mich an seinem Anblick fest. Die Maschine nahm Kurs Richtung Westen, sie würde den halben Globus umrunden, doch meine Gedanken flogen zurück in die Vergangenheit, zum Anfang des Jahres.

Ich hatte gerade mein Philosophiestudium hingeschmissen und war nach Sizilien gereist, um die quälende Frage zu klären, was ich mit meiner Zukunft anfangen sollte. Statt mir eine Antwort zu liefern, hatte die fremdartige sizilianische Erde ein Feuer in mir entfacht, das seitdem nicht mehr zu löschen war. Ich erinnere mich noch genau an den Moment, in dem der Funke zu diesem

gefräßigen Brand entzündet worden war: Am Strand von San Leone, im Süden der Insel, hatten meine Augen den schwarzen Kontinent am Horizont gesucht. Wenn ich nur einen Schimmer der Küste Afrikas hätte einfangen können! In der Dämmerung kämpfte ein Fischerboot in den Wellen. Etwas lag da draußen, zwischen Himmel und Erde, groß und ewig. Hätte ich doch fliegen können, mit eigenen Flügeln, um es zu berühren! Mit roher Unaufmerksamkeit erwachte mein Hunger nach Leben. Wilde Sehnsucht nach dem Unbekannten. Etwas, das mich immer rufen würde und mir gleichzeitig Angst einflößte.

Fernweh!

Zurück in Deutschland war bald klar, dass ich keine Wahl hatte. Mich hielt ein Fieber im Griff, für das es nur eine Heilung gab. Ich musste weg hier. Dringend. Nur wohin? Asien vielleicht? Sri Lanka oder Indien? War Australien spannender? Ich studierte die Seiten meines Atlas‘ wie ein Gourmet die Speisekarte seines Lieblingsrestaurants. All die klangvollen Namen ferner Städte und Länder, Inseln und Gebirgsketten. Ich konnte mich nicht entscheiden, wollte alles sehen, erleben, verschlingen.

Die Würfel fielen im Ladies Inn, jener Disco, die im Kreise der Freunde so etwas wie unser aller Zuhause war. Neben mir lehnte Jan an der Wand und wippte mit zu ‚Tobacco Road‘. Mein Blick fiel auf den Button an seinem abgewetzten Jackett.

„L.A. is the place!“ las ich laut. „Erzähl mal! Wie war’s da so?“

Jans Augen begannen zu leuchten.

„Wahnsinn, ich sag’s dir, die Stadt ist gigantisch. Das ist nicht nur Hollywood. Wie locker die Leute da sind. Und das Wetter – Sonne pur!“

„Warst du die ganze Zeit in L.A.?“ Ich fragte mich, wie lange ich es wohl zwischen Wolkenkratzern und Straßenkreuzern aushalten würde.

„Ne, zuerst war ich in Vancouver. Kanada ist auch super. Eine Natur haben die da, Mannomann! Bin dann mit dem Greyhound die Küste runter, den Highway One-O-One“

Jan hatte die Hände aus den Taschen gezogen und malte den Verlauf der Küstenstraße in die Luft. Mit einem Grinsen, das seine obere Zahnreihe komplett entblößte, schwärmte er weiter, doch ich hörte ihm schon nicht mehr zu.

Kanada! Das war's. Weite und Wildnis. Genau das wollte ich erleben. Und frei sein. Eine Zeitlang. Ein paar Monate nur. So dachte ich jedenfalls.

Unter uns schob sich Land in den kleinen Ausschnitt, den das Fenster von der Welt freigab. Erst jetzt fiel mir auf, dass ich jedes Zeitgefühl verloren hatte. Flogen wir etwa schon über amerikanischen Boden? War das da unten Kanada oder waren es die Staaten? Das Blut in meinen Adern begann zu kribbeln. Noch eine Zwischenlandung in Toronto, und dann konnte es nicht mehr lange dauern bis zur Ankunft in Vancouver.

Für die letzte Etappe nahm ein junger Mann neben mir Platz. Die Maschine rollte zurück auf die Startbahn und die Motoren heulten auf. Ich schloss die Augen und atmete durch. Wenn wir doch schon oben wären! Jetzt kannte ich die Prozedur und wusste, dass ich sie nicht genoss. Am besten hielt ich die Augen geschlossen. Wir waren jetzt schon ein paar Stunden unterwegs und ich hatte nicht viel geschlafen in der vergangenen Nacht.

Ich musste eingenickt sein, eine heftige Erschütterung riss mich aus dem Schlaf. Das Flugzeug sprang auf und nieder, als rase es auf blanken Felgen über einen frisch gepflügten Acker. Von Panik erfasst fuhr ich hoch und wirbelte herum. In den weit aufgerissenen Augen und bleichen Gesichtern meiner Mitreisenden erkannte ich die gleiche Angst. Schriftzüge leuchteten auf: Fasten your seatbelt. Die Passagiere fuchtelten an ihren Gurten herum, selbst die Stewardessen eilten zu ihren Plätzen. Mehrfach rutschten mir die Enden meines Gurtes aus den feuchten Händen, bevor die Schnalle endlich einrastete. Dann fiel das Flugzeug ins Nichts. Wir wurden aus unseren Sitzen gehoben und hingen in den Riemen. Hysterisches Kreischen hallte durch die Kabine.

„Oh, nein! Ich will nicht sterben!“ flehte ich still in mich hinein und krallte meine Finger in die Armlehnen. Saßen wir nicht in einer DC-10? Hatten nicht ein paar Klugscheißer zuhause erzählt, die fielen ständig vom Himmel? Starr vor Angst rechnete ich damit, dass sich jede Sekunde die Schnauze des Fliegers nach unten neigte und wir kopfüber dem Erdboden entgegenstürzten.

Stattdessen gab es einen harten Ruck und wir sackten zurück in unsere Sitze. Die Maschine hatte sich wieder gefangen.

„Nur ein Luftloch“, meldete sich der junge Mann neben mir.

Seine Stimme klang weich und freundlich. Beim Start in Toronto hatte ich ihm ein flüchtiges ‚Hallo‘ zugeraut, ohne wirklich Notiz von ihm zu nehmen. Jetzt wandte ich mich ihm zu und sah ihm zum ersten Mal ins Gesicht.

Nie zuvor war mir jemand mit einem derart verwirrenden Silberblick begegnet. Nicht, dass seine Augen übermäßig schräg gestanden hätten, es war nur der Anflug eines Schielens. Doch genau diese kaum fassbare Andeutung, diese Winzigkeit von Asymmetrie zog mich in den Bann, fesselte mich an den Anblick seines Gesichts.

„Wir sind über den Rocky Mountains, hier gibt es oft Turbulenzen. Ist nicht gefährlich.“

Er sprach besonnen, beanspruchte absolute Aufmerksamkeit, war jung, doch etwas an ihm wirkte uralte und vertraut. Ich vergaß die Luftlöcher und Turbulenzen, versuchte, seinen Blick einzufangen und merkte kaum, dass ich mich immer wieder dahinter verlor.

Ich fand mich in einer Weite wieder, in der seine Worte wie durch einen Hall verstärkt wurden.

„Wohin geht die Reise?“ hörte ich ihn aus der Ferne fragen.

„Ein paar Tage Vancouver“, antwortete ich mechanisch. „Danach ins Okanagan Valley zur Obsternte. Und später? Mal schauen – Alaska vielleicht?“

„Dann hast du also keinen festen Plan?“ fragte er.

Genau das war der Punkt. Darum ging es doch bei meiner Reise ins Ungewisse. Ich wollte mir selbst beweisen, dass alles überall vorhanden war, alles zu jedem Zeitpunkt möglich, wenn man nur die Offenheit besaß, diese Fülle an Möglichkeiten auch zu erkennen.

Sein Blick war hellwach, er sah mich forschend an. Wieder glitt ich ab an dem silbrigen Faden, der zwischen uns gespannt zu sein schien – verspürte erneut den Drang zu erkunden, was sich hinter seinen Augen verbarg.

„Du weißt, dass es Orte gibt, wo Mädchen wie du verschwinden und nie wieder auftauchen?“ Unbehagen überkam mich, ich versuchte es abzuschütteln.

„Man findet diese Mädchen nicht wieder. Sie werden entführt und in Häuser geschafft, die sie für den Rest ihres Lebens nicht mehr verlassen. Man hält sie gefangen, als Prostituierte, bis zu ihrem Tod.“ Die Worte schwellen zu einem Grollen an, echoten in meinem Kopf.

„In Kanada?“

„Ich spreche nicht von Kanada. Ich spreche von Ländern tiefer im Süden. Ländern wie Mexiko.“

Als führe jemand an den Regler zurück, ebbte der Hall langsam ab. Die Geräusche im Flugzeug wurden wieder klar und scharf. Ich drehte mich zum Fenster und schwieg. Wer war dieser Mensch – oder besser noch, wozu war er im Stande? Was war da eben mit mir geschehen? War es Hypnose gewesen, oder hatte er mit seinen irren Augen in mein Innerstes, mitten in meine Seele geblickt? Und wenn ja, was hatte er gesehen? Was wusste er schon von mir? Wovor meinte er, mich warnen zu müssen? Auf einmal war mir kalt. Ich schlang die Arme um mich, und hielt mich selber fest.

Müde von dem langen Tag lehnte ich die Stirn an die Scheibe und nahm die ersten Bilder der Stadt in mich auf. Die Zeitverschiebung hatte acht zusätzliche Stunden erzeugt, meine Erschöpfung hingegen jede Aufregung aufgezehrt. Auf dem Weg zur Stadtmitte durchkreuzte der Bus ein flackerndes Wechselspiel aus Gebäudeschatten und goldenen Lichtflecken. Menschen drängten sich auf den Bürgersteigen, strebten mir unbekannten Zielen zu. Die meisten waren wohl auf dem Heimweg nach getaner Arbeit. Im Licht der Stunde hatte die Atmosphäre der Stadt etwas Friedliches und Einladendes.

Im Stadtkern angekommen stieg ich aus, legte ich den Kopf in den Nacken und drehte mich um die eigene Achse. Ich hatte es wahr gemacht, stand tatsächlich hier, mitten in Vancouver, auf kanadischem Asphalt. Nicht Italien oder Frankreich. Nein! Die andere Seite der Welt. Amerikanische Worte flogen vorbei, verloren sich wieder in Motorgeräuschen und dem Hupen der Autos. Die Luft roch nach See und nach Abgasen, eine Windböe fuhr mir in die Haare und zerzauste sie. Alle meine Sinne waren auf Empfang gestellt. Die ersten Schritte in diesem fremden Land

– der Beginn meiner Reise! Sollte die Welt ruhig einen Moment still stehen. Wenn ich erst ans Vagabundieren gewöhnt war, würde es anders sein.

Der Anschlussbus zum Stanley Park rollte heran, randvoll mit Leuten, die wohl ebenfalls zu der Jugendherberge wollten. Ich hatte Mühe, über die Rucksäcke und Koffer zu steigen. Es gelang mir, einen Sitzplatz zu ergattern, meine Reisetasche musste ich auf den Schoß nehmen. Nach zwei weiteren Stopps drängten sich auch auf dem Gang Fahrgäste dicht an dicht.

„Wir müssen ja nicht sofort zur Jugendherberge“, hörte ich jemanden durch das Stimmengewirr hindurch deutsch reden.

„Wie wär’s, wenn wir uns erst am Strand den Sonnenuntergang ansehen?“

Zwei Reihen hinter mir erkannte ich die jungen Leute wieder, die mir schon auf dem Amsterdamer Flughafen aufgefallen waren.

Eine Frau und zwei Männer. Ich nahm mir ein Herz und sprach die drei über die Köpfe zweier älterer Damen hinweg an. Der Junge, der gesprochen hatte, ging sofort auf mich ein.

„Ja klar, ich hab dich auch gesehen. Besuchst du hier jemanden?“

Lebhafte, braune Augen hefteten sich an meinen Blick. Lässig erwiderte ich, dass ich niemanden in Kanada kannte und mich einfach nur sechs Monate treiben lassen wollte.

„Mann, hört sich gut an. Wir haben nur sechs Wochen für Vancouver und Umgebung.“

In diesem Moment hielt der Bus, und ich bekam keine Gelegenheit, zu antworten. Endstation, die Insassen drängten nach draußen. Ich kam von meinem Sitz hoch, schnappte mir meine Reisetasche und tat es den anderen gleich.

Am Waldrand stand ein großes Gebäude. Das musste die Jugendherberge sein. Nach Jans Beschreibung erstreckte sich der Park dahinter bis hinunter zum Meer. Da stand ich und sah beklommen zu, wie sich die Leute um mich herum entfernten. Die drei jungen Deutschen waren noch damit beschäftigt, ihre Rucksäcke zu schultern. Der kurze Wortwechsel war so unbeschwert verlaufen, dass ich hoffte, noch einmal daran anknüpfen zu können, ohne mich aufzudrängen. Ich schlenderte

zu ihnen hinüber und wies mit dem Kinn und einer schlaksigen Handbewegung Richtung Wald.

„Ein Freund von mir war letztes Jahr hier und hat erzählt, dass in dem Wald da viele Leute unter freiem Himmel übernachten. Da werden auch oft Lagerfeuer am Strand gemacht. Soll wohl ganz locker zugehen.“

Der Junge, der mir schon im Bus geantwortet hatte, fing sofort Feuer.

„Seht ihr? Das spricht doch wirklich dafür, wenigstens mal einen Blick auf den Strand zu werfen“, drängte er seine Freunde. „Das hier sind übrigens Julian und Meike. Ich bin Markus.“

Julian nahm Meikes Hand und zog das Mädchen an sich heran.

„Na komm, tun wir ihm den Gefallen“, zwinkerte er ihr zu.

Markus fuhr zu mir herum.

„Du kommst doch mit, oder?“

Ich antworte mit einem flüchtigen Nicken. Meine Erleichterung darüber, den ersten Abend nicht allein verbringen zu müssen, ging keinen etwas an.

Beim Anblick des Ozeans fiel jede Erschöpfung von mir ab, als hätte eine unsichtbare Macht den Ballast von meinen Schultern gehoben und mich in einen Zustand von Schwerelosigkeit versetzt. Sand unter den Sohlen lehnte ich an einem der großen, kräftigen Bäume und sah auf die Wasseroberfläche hinaus. Ich stand da, einfach nur ich selbst.

Dort lag in all seiner Weite der Pazifik, dieser Koloss, dieser Gigant. Friedlich schäumten seine Wellen den Strand hinauf, ruhig war er, erhaben und in sich selbst gelöst. Und doch war da etwas wie ein Schmunzeln, als nähme er nichts mehr so recht ernst, spielte sein Spiel mit sich und den Elementen. Mir kamen die Momente seiner Trunkenheit in den Sinn, Momente, in denen all das in ihm hochkochte, was er in seinem uralten Dasein in die Tiefe gezogen hatte und nun im Taumel des Orkans an die Oberfläche spie. Mit jedem Sturm würde er neue Geheimnisse in sich begraben. Doch wie sehr er auch in Aufruhr geriet, am Ende würden die Zornesfalten in seinem Wassergesicht wieder glatt gestrichen werden. Der Alte würde sich ein Pfeifchen anstecken und den wissenden Blick in die Ferne schweifen lassen.

Das Meer konnte meiner Seele mehr Trost und Zuversicht
schenken als so mancher Mensch. Das Rauschen der Wellen, die
beruhigende Zuverlässigkeit, mit der die Brandung wieder und
wieder den Strand hinaufschnellte. Diese ewige Melodie. Der
Geruch von Salz und Tang, der Tanz der Möwen auf den rauen
Winden und die Unendlichkeit, in der sich der Horizont verlor.
Jede Fremde wurde zum vertrauten Ort.

Ich strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

„Hey, wie heißt du noch mal? Willst du auch was essen?“ Markus
winkte mich mit einem Hot-Dog-Würstchen heran. Ich löste mich
von dem Baum und ging zu den anderen hinüber. Der kurze
Moment von Magie war verflogen, doch ich fühlte mich frei wie
ein Vogel.

„Marleen! Ich heiße Marleen“, sagte ich und nahm das Würstchen
dankend entgegen.

Nach dem dürftigen Mahl tauschten wir noch eine Weile unser
Halbwissen über British Columbia aus. Die Nacht hielt
klammheimlich Einzug, das Gespräch schleppte sich nur noch

dahin und kam schließlich in tiefem Schweigen zum Erliegen.

Am Himmel zeigte sich nicht eine Wolke, die Temperaturen waren eher drückend als kalt – warum sollten wir Geld für die Übernachtung ausgeben? Julian und Meike bauten sich ein Nest zu zweit, Markus rauchte noch eine letzte Zigarette und ich spähte hinüber zur nächsten Baumgruppe.

„Ich such mir da drüben ein Plätzchen“, sagte ich und rappelte meine müden Knochen auf.

„Träumt was Schönes ihr beiden!“ rief ich dem Pärchen im Weggehen zu und erhielt Antwort in Form eines genüsslichen Seufzers. Eine Hand tauchte aus den ineinander verknoteten Schlafsäcken auf, fuhr ziellos durch die Luft und sackte wieder in sich zusammen. Wir waren alle restlos geschafft.

Was für ein Tag! Nur wenige Stunden lagen zwischen dem Abschied in Amsterdam und dieser Abendstunde am anderen Ende der Welt? Alles, was mich hier umgab, war anders, als ich es mir ausgemalt hatte. War der Himmel etwa größer und weiter als daheim? Ich schaute nach oben und erkannte den großen Wagen. Wie weit man auch von zuhause entfernt sein mag, die

Sterne am Himmel sind immer die gleichen, ging mir durch den Kopf. Gemessen an ihnen, hatte ich mich nur ein winziges Stückchen wegbewegt.

Doch fern war nicht länger fern. Fern war jetzt das Land, das ich am Morgen verlassen hatte. Dort ging das Leben weiter, auch ohne mich. Allein dadurch würde es sich von mir entfremden, jeden Tag etwas mehr. Der Anflug von Einsamkeit fegte wie eine eisige Böe durch mich hindurch. Ich ließ den Nachthimmel nicht los und fand unweit vom großen Wagen das Sternbild des Löwen. Wie von selbst tastete meine Hand nach dem roten Stein, der in schlichten Silberdraht eingefasst an einem Lederbändchen in meinem Ausschnitt hing. Ich besaß ihn erst seit zwei Wochen, er war das Geschenk einer Freundin zu meinem einundzwanzigsten Geburtstag. Mir war, als hörte ich Marions Lachen noch hier. „Happy birthday, Löwenherz“, hatte sie gesagt und mir das Lederband übergestreift. „Dieser Granat soll von jetzt an dein Talisman sein.“ Sie kannte sich aus mit indianischer Astrologie und erklärte mir, dass mein Steinzeichen Löwe dem Tier-Totem

des Störs entsprach, jenem kraftvollen, zähen Fisch, der gegen jedes noch so reißende Gewässer anzuschwimmen vermag.

„Es ist der Stein, der zu dem Stör gehört. Für die Indianer ist er der Hüter der Freundschaft und verleiht dir Kraft, um deine Feinde zu besiegen. Er wird dich auf deiner Reise beschützen.“

Ich spürte die kühle Oberfläche des Granats zwischen den Fingerspitzen. Mal sehen ob Du hältst, was Du versprichst, murmelte ich und ließ meine Tasche auf den Boden fallen. Auf kanadischen Boden! War dies nicht das Land, in das die Störe stets zukehrten, dachte ich, und fühlte mich seltsam getröstet.

Als ich endlich in meinen Schlafsack verkrochen mit matten Augen zu den Baumkronen hinaufblinzelte, legte sich die Müdigkeit wie eine Decke über mich. Ich glitt hinüber in einen angenehmen Dämmerzustand, irgendwo zwischen Wachen und Schlaf, zwischen Himmel und Erde. In das Rascheln der Blätter über mir mischte sich vom Strand her sanft das Plätschern und Rauschen der Wellen, formte sich zu einer kleinen Nachtmusik.

Als sänge mir der Alte ein Lied.